

Vorgeschichte

Rouven Turck, **Die Metalle zur Zeit des Jungneolithikums in Mitteleuropa. Eine sozialarchäologische Untersuchung.** Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Band 185. Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2010. 118 Seiten mit 103 Abbildungen, 2 Karten.

Das hier vorgelegte Buch bildet die Druckfassung der Magisterarbeit von Rouven Turck. Sie entstand vor dem Hintergrund der seit einigen Jahren im Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg laufenden Diskussionen über die Entstehung und Verbreitung der Metallurgie im Vorderen Orient und Europa. Der Band stellt sich neben die Studien von Lutz Klassen (Frühes Kupfer im Norden. Untersuchungen zu Chronologie, Herkunft und Bedeutung der Kupferfunde der Nordgruppe der Trichterbecherkultur. *Jutland Arch. Soc.* 36 [Århus 2000]), Rüdiger Krause (Studien zur kupfer- und frühbronzezeitlichen Metallurgie zwischen Karpatenbecken und Ostsee. *Vorgesch. Forsch.* 24 [Rahden 2003]) und Tobias Kienlin (Frühes Metall im nordalpinen Raum. Eine Untersuchung zu technologischen und kognitiven Aspekten früher Metallurgie anhand der Gefüge bronzezeitlicher Beile. *Universitätsforsch. prähist. Arch.* 162 [Bonn 2008]), die dem Thema der Metallfunde in ihrem sozialen und kulturellen Umfeld gewidmet sind. Dieser Aspekt wird von der Forschung zum mitteleuropäischen Raum wenig beachtet. Das Untersuchungsgebiet umfasst den Bereich nördlich der Alpen bis hin nach Südkandinavien im Norden, Niederösterreich, Böhmen und Mähren im Osten sowie die Normandie im Westen. Zu bestimmten Fragestellungen werden angrenzende Gebiete wie das Karpatenbecken oder Norditalien in die Betrachtung einbezogen (S. 7). Das Arbeitsgebiet veranschaulichen zwei Karten: In der ersten sind dreiundzwanzig Fundorte der Initialphase der Metallurgie nördlich der Alpen verzeichnet, während die zweite Kupferfunde der Michelsberger Kultur zeigt.

Am Anfang steht eine Einführung in die Thematik der frühen Metallurgie mit den Zielen und Absichten der Untersuchung sowie der theoretischen Grundlage zur Deutung sozialer Strukturen im archäologischen Kontext als erstem Teil sowie mit der Entwicklung der frühen Metallurgie in drei unterschiedlichen Kulturregionen, dem angeblichen Phänomen der Kupferablehnung, der Diskussion über die nichtmetallischen Prestigeobjekte und schließlich wiederum der Deutung sozialer Strukturen im archäologischen Kontext als zweitem Teil. Die

Wiederholung im Inhaltsverzeichnis und anschließend im Text überrascht, aber das entspricht der Taktik des Autors. In der Einleitung ist die grundlegende These der Arbeit formuliert. Für deren Verständnis sind sowohl die theoretischen Überlegungen vonnöten, welche die Ziele und Absichten der Untersuchung untermauern, als auch die Erschließung der Terminologie. Die einführenden Gedanken über den »Prestigecharakter« archäologischer Funde, die Symbolkraft menschlichen Handelns und insbesondere Prestige und Handlung im Kontext des kulturellen Gedächtnisses sowie den Bedeutungswandel von Gegenständen werden auch in schematischen Abbildungen dargestellt (Abb. 3 und 4), die einen umfassenden Überblick über die Gedankengänge geben. Jedes Kapitel wird mit einer Diskussion und einer sehr nützlichen vorläufigen Zusammenfassung abgeschlossen. Die Einbindung der nichtmetallischen archäologischen Objekte in die Diskussion über die soziale Bedeutung der Metalle spiegelt die Vielseitigkeit der Studie wider.

Im Sinne des sozialarchäologischen Ansatzes steht der Mensch mit seiner subjektiven Wirkung bei der Erschaffung, Annahme und Ablehnung der archäologischen Gegenstände (in diesem Fall der Metallobjekte) und den sich daraus ergebenden kulturellen Traditionen im Vordergrund. Der Verfasser formuliert bereits in der Einleitung den Gedanken, dass jeder archäologische Befund als das Ergebnis menschlicher Handlungen zu verstehen ist (S. 2). Jedes kulturelle Phänomen, wie das in dieser Arbeit betrachtete Auftreten der Metallurgie, resultiert aus menschlicher Entscheidung, wie man in bestimmten Situationen handeln soll oder muss. Diese Idee bildet das Leitmotiv der Studie und steht unter der Prämisse der Symbolkraft menschlichen Handelns (S. 10). Einprägsam wird im ersten Satz der Einleitung die Arbeitshypothese Hilmar Schicklers über die Metall ablehnenden Kulturerscheinungen aufgegriffen (S. 1, vgl. H. Schickler; *Germania* 46, 1968, 11–19), denn »die Akzeptanz von Metallen beziehungsweise deren Ablehnung in prähistorischen Gesellschaften ist [...] als Prozess innerhalb verschiedener, individueller prähistorischer Gesellschaften zu verstehen, auf deren Handlungsweisen rezente Vorstellungen nach Möglichkeit nicht übertragen werden dürfen« (S. 11).

Die Denkweisen und Ideen prähistorischer Gesellschaften zu verfolgen und ihre soziale Entwicklung umfassend zu erkennen, ist eine beinahe utopische Aufgabe, dessen ist sich der Autor bewusst. Demzufolge wird in der vorliegenden Studie nur ein Bruchstück

der materiellen und kulturellen Welt der Jungsteinzeit dargestellt, nämlich die Metalle, ihre Bearbeitung und Nutzung, wie sie sich aus der Befundlage erschließen lassen. In einer solchen Formulierung erkennt man hermeneutisches, strukturalistisches und semiotisches Denken, dessen theoretische Grundlagen im Kapitel 2.4. (»Methoden«) detailliert erklärt werden. Der Autor geht davon aus, dass sich ein Gegenstand vor allem als Symbolgut in einem ständigen Umgestaltungs- und Bedeutungswandel befinden kann, und weist somit den Leser auf das Hypothetische seiner Studie hin, zumal die im Blickpunkt stehenden Artefakte oftmals ohne Fundkontexte vorlägen und daher archäologisch wenig aussagefähig seien (S. 8).

Es wird klar, dass eine solche Studie nicht ohne induktives Vorgehen entstehen kann, dessen Thesen an ethnoarchäologischen, sozialwissenschaftlichen und anderen Fakten überprüft werden können, allerdings niemals einer realen Situation in der Vorgeschichte entsprechen (S. 9 Anm. 67). Der Relativismus im spekulativen Sinne »wie es in der Vergangenheit sein könnte« ist die Grundlage der theoretischen Modellbildung, die Turck als Ausgangspunkt versteht. Ein solcher Ansatz verrät die probabilistische Herangehensweise, die in der deutschsprachigen Archäologie erst allmählich Anwendung zu finden beginnt (M. Furrholt / Ph. Stockhammer in: M. Butter u. a. [Hrsg.], Zeichen der Zeit. Interdisziplinäre Perspektiven zur Semiotik [Frankfurt a. M. u. a. 2008] 60–71). Dieses neue Moment – so der Autor – soll den Horizont der gegenwärtigen Forschung erweitern, da hier als Objekt der sozialen Interpretationen schließlich nicht nur bedingungslos die Metalle, sondern ein Netz an kulturellen Erscheinungen in Betracht gezogen werden. Zuletzt ist der Autor bereit, die in der Forschung fest verwurzelte klassische Ansicht über die herausragende Bedeutung metallener Werkstoffe für die soziale Entwicklung aufzugeben, sich aus dem zugrundeliegenden Zirkelschluss zu befreien und seine Version der jungneolithischen Wertschätzungsmaßstäbe vorzulegen. Ziel und Absicht der Untersuchung (Kapitel 2.6.) ist unter anderem der multifunktionale Vergleich kupferner, steinerer und beinerer Artefakte (Äxte und Beile), um die soziale Relevanz von Rohstoff und Form zu erkennen. Voraussetzung ist, dass einem Gegenstand eine Bedeutung zukam, indem er innerhalb einer gewissen öffentlichen Handlung präsentiert und genutzt wurde (S. 16).

Alle in dieser sozialarchäologischen Studie angestrebten Ziele und Absichten werden anhand der Formel »Gegenstand – Prestige – soziale Ungleichheit« betrachtet. Der letzte dieser Begriffe ist in der Fachliteratur selten, aber der Verfasser verwendet ihn zu Recht, weil er »von Begrifflichkeiten wie »sozialer Differenzierung« abzugrenzen ist, da letztere Unterschiede innerhalb einer Gesellschaft beschreiben, die aufgrund von Alter, Geschlecht etc. ausgebildet werden, nicht aber aufgrund von Status oder Prestige« (S. 2 Anm. 7).

Der Weg des Metalls zum Menschen führt in Europa von der Initialphase der Metallurgie nördlich der Alpen

durch die Experimentierperiode in den Alpen – genauer: im Ostalpenraum – und angrenzenden Gebieten und erreicht schließlich das Mittelbe-Saale-Gebiet sowie den Nordischen Kreis (Kapitel 3–5). Der Autor verzichtet auf einen Katalog der Metallfunde des Jungneolithikums in Mitteleuropa, was die Arbeit sinnvoll ergänzen würde; er beschreibt exemplarisch die einzelnen Funde und Befunde und bespricht Datierungsprobleme, kulturelle Kontexte sowie mögliche Nutzungsvariationen. Die eigenständige Metallurgie bedeutet für den Autor die lokale Metallverarbeitung und Herstellung von Gegenständen, die nach Auffassung des Autors – trotz einiger weniger Belege der Metallverarbeitung nördlich der Alpen kurz vor beziehungsweise um die Wende zum vierten Jahrtausend – in der Jungsteinzeit als solche nicht zu fassen sind (S. 33).

Die archäologischen Reste der frühen Metallurgie geben jedoch leider keine Hinweise auf mögliche technische Fortschritte und daraus resultierende soziale Veränderungen der lokalen Bevölkerung, da die Metalle einerseits zunächst geringfügige Verwendung fanden (S. 35; 59), andererseits die Verarbeitung von Kupfer an einem Ort nicht bedeuten muss, dass die hergestellten Geräte dort auch Verwendung fanden (S. 33). Dafür gibt es in der prähistorischen Archäologie genug Beispiele, die das Verhältnis der Hersteller zu ihrer Produktion widerspiegeln. Die spätbronzezeitlichen Tüllenbeile vom Typus Mälär wurden beispielsweise massig in der befestigten Siedlung von Narkūnai (Litauen) hergestellt, sind jedoch auf dem ganzen Baltikum nur mit wenigen Exemplaren vertreten. In den Regionen, wo sie mit höchster Konzentration vorkommen, sind dagegen so gut wie keine Gießformen für ihre Herstellung bekannt (A. Čivilytė in: M. Mogielnicka-Urban [Hrsg.] *Opera ex aere. Studia z epoki brązu i wczesnej epoki żelaza dedykowane profesorowi Janowi Dąbrowskiemu* [Warschau 2008] 151–159). Denkbar ist, dass die Produktion auf bestimmte Formen (Äxte) konzentriert war, was zum Beispiel etwas später, in der ersten Hälfte des vierten Jahrtausends im alpinen Raum wahrscheinlich ist (S. 51).

Im Prinzip kann eine ähnliche Trennung zwischen dem Rohstoff und den Produkten in der Bronzezeit beobachtet werden, da – wie der Autor bemerkt – an den Orten der Bergmannstätigkeiten im Allgemeinen keine Siedlungen liegen und auch Deponierungen in den seltensten Fällen nahe den eigentlichen Erzlagerstätten aufgefunden wurden (S. 50).

In diesem Zusammenhang verwendet Turck den Begriff »Verlustfund« (S. 36). Er bezeichnet einerseits Objekte, die im eigentlichen Sinne verloren wurden (S. 36 Anm. 234), und andererseits geschätzte Objekte, auf die der Besitzer aus bestimmten Gründen absichtlich verzichtet hat (S. 94). Der Autor erwägt für die frühesten Metallfunde vom Ende des fünften Jahrtausends die Deutung als Verlustfunde, da sie in Siedlungen und nicht in Gräbern oder Horten aufgetauchen. Erstens konnten beschädigte und zerstörte Gegenstände umgeschmolzen werden, so dass sich viele Metallobjekte dem archäologischen Bild entzogen (S. 36; 94). Zweitens müsse man

doch mit einer intensiven Herstellung rechnen (S. 36). An dieser Stelle stößt man auf einen Widerspruch, denn einige Zeilen vorher hat der Autor ausdrücklich betont, dass die Belege zu schwach seien, um eine eigenständige Metallurgie in der sogenannten Initialphase nördlich der Alpen annehmen zu können. Die gesteigerte Produktion kann nur auf die folgende Experimentierphase im Alpenraum zutreffen, in der tatsächlich eine sehr große Anzahl vorhandener Gusstiegel den Kupfergegenständen gegenübersteht (S. 52).

Wichtig sind die Überlegungen zu Deponierungstendenzen und zum Mangel an Metallfunden wegen ihrer besonderen Wertschätzung in der Jungsteinzeit, die nicht nur die früheste Phase der Metallurgie nördlich der Alpen, sondern auch die Michelsberger Kontexte betreffen, wo Kupfer äußerst selten vorkommt (S. 36; 74). Unwahrscheinlich klingt jedoch die Annahme, die Gesellschaft wollte bei Deponierungen den Verlust von Metallgegenständen, deren Wertschätzung sehr hoch war, nicht im Kauf nehmen (S. 37). Dies ist freilich etwas anderes, als ob sich dies damals niemand hätte leisten können. Auf die Deponierung als öffentliche Handlung kommt der Autor in einem weiteren Kapitel zurück, in dem er diesen Vorgang als eine Art Prestigeäußerung betrachtet, die durch rituelle Handlung wie ostentativen Verzicht auf materielle Gegenstände (durch Fragmentierung oder das Anlegen von Horten) vorgeführt wurde (Kapitel 9.1).

Man dachte wohl kaum an Verluste, während man die Opfergaben niederlegte. Dies betont der Autor ausdrücklich im neunten Kapitel, in dem er das Ritual als kommunikativen Akt des Gebenden, des Menschen, mit dem Nehmenden versteht, dem Gott oder einem gottartigen Wesen (S. 91). Das Darbringen wertvoller Gaben setzte den Gott in ein Verpflichtungsverhältnis, wobei man von übernatürlichen Mächten besonders große Geschenke zu erwarten hatte. Warum sollten dann die Metallgegenstände, auch wenn sie hauptsächlich importiert worden waren, nicht geopfert werden? Schließlich endet die vielleicht einige Generationen währende Geschichte eines thesaurierten und weitergegebenen Gegenstandes – so auch der Autor – doch mit der gezielten Deponierung (S. 36).

Die Antwort auf solche Fragen findet man in weiteren Passagen der Arbeit, die dem Beginn der eigenständigen Metallurgie in unterschiedlichen Regionen gewidmet ist. Obwohl im Gegensatz zur ersten Phase des Jungneolithikums erheblich mehr Kupferobjekte gefunden werden, sind sie offenkundig nicht deponiert worden, zumal etliche gleichzeitige Horte mit steinernen Gerätschaften vorliegen (S. 52). Anders als der Autor vermutet, scheint das Fehlen von Metallweihungen nicht auf ökonomischen Gründen, also dem Vermeiden möglicher Verluste zu beruhen, sondern eine Folge der kulturellen Tradition und des Konservatismus im Bezug auf alte Rohstoffe wie Stein oder Silex zu sein. Dafür spricht, wie auch der Autor bemerkt, dass die kupferne Axt oder auch die Axthacke im vierten Jahrtausend im Alpenraum keinerlei Verwendung mehr fand, obwohl die geschäfteten Werkzeuge wie K-Hämmer im Umlauf

waren (S. 51). Dass man sich an alte Traditionen gehalten hat, zeigen ebenso die Michelsberger Funde: Erst wurde eine bestimmte Form von Steinbeilen entwickelt, dann wurde diese Formgebung auf die kupfernen Exemplare übertragen (S. 74).

Auch in dieser Phase kann man trotz der entwickelten lokalen Metallurgie im Alpenraum keine Stratifizierung der Gesellschaft definieren, da die Siedlungen keine Anzeichen von zentralen oder hervorgehobenen Bauten liefern und Bestattungen in dieser Region vollkommen fehlen (S. 52). Änderungen in der sozialen Entwicklung können laut Turck erst für diejenige Periode beobachtet werden, in der man damit begann, Kupferobjekte vor allem in die Gräber aus Jordanów- und Baalberge-Kontexten – in der Regel Kindergräber – zu legen, was Hinweise auf familiäre Beziehungen sowie »sanktionierte Macht« liefert (S. 58). Diesen Umschwung erklärt Turck mit Wohlstand, der mit den Kupferfunden in Gräbern verbunden und durch Netzwerke und Austauschsysteme zu erlangen war (S. 59). Diese Erklärung ist so zu verstehen, dass die Gesellschaft reicher geworden war und Metalle nicht mehr so wertvoll waren, so dass man sie auch in Gräber legte. Andererseits »sollte Metall derart geschätzt werden, dass ein Verlust – und als solcher wäre eine metallene Beigabe in einem Grab zu bezeichnen – nicht zu verantworten gewesen wäre, so würde genau diese Wertschätzung im archäologischen Befund nicht erhalten bleiben« (S. 94). Auffälligerweise – dieses Detail wird von Turck nicht weiter kommentiert – fehlen hier wiederum die Horte, was darauf hindeuten kann, dass die Gesellschaft sich anscheinend für eine andere Art entschieden hat, Prestige und Status auszudrücken. In den Gesellschaften des Nordens fand Kupfer freilich seit etwa 3800 v. Chr. sowohl im rituellen Bereich als auch bei Bestattungen Verwendung (S. 60). Gingen sie mit dem Metall weniger sparsam um, oder hielten sie sich hier vielleicht an andere Deponierungsregeln?

Das Phänomen der vermeintlichen Ablehnung von Metall könnte gesellschaftliche Wertvorstellungen spiegeln. Im sechsten Kapitel, das der Michelsberger Kultur gewidmet ist, und auch an anderen Stellen des Bandes deutet der Autor darauf hin, dass nebeneinander lebende Gruppen einerseits Metalle benutzten und sogar Erze verarbeiteten (Pfynerkultur), andererseits keinerlei Anlass sahen, diese Produkte auch in großem Umfang zu verwenden (Cortallodkultur), obgleich etliche Übereinstimmungen in Siedlungsbild und Wirtschaftsweise bestanden (S. 46). Im Fall der Michelsberger Kultur wiederholt der Autor die oben diskutierte These, dass »die gezielte Nutzung der kupfernen Objekte vermutlich auf eine derart hohe Wertschätzung zurückzuführen ist, dass Verluste von kupfernen Objekten nach Möglichkeit vermieden wurden. Im Ritus scheinen kupferne Objekte keinerlei Rolle gespielt haben, da wir keine intentionellen Zerstörungen, Deponierungen oder Grabbeigaben fassen können, nicht zuletzt fehlen uns reguläre Gräber und viele Hinweise auf regelhafte Deponierungen« (S. 74). In manchen Regionen fehlen Metalle oder kommen nur vereinzelt vor. Dies muss aber nicht bedeuten, dass

die dortigen Gruppen nicht an interkulturellen Austausch gebunden waren. Vielmehr kann das Fehlen von Metallfunden von internen Verhaltensweisen bedingt gewesen sein.

Das siebte Kapitel ist den Beilen aus Jadeit gewidmet; sein Titel enthält keine These, sondern einen provozierenden Fragesatz: »Beile aus Jadeit – ein Ausdruck von Prestige?« (S. 75–80). Möchte man nicht eigentlich als selbstverständlich annehmen, dass der Halbedelstein ein Material vom besonderen Wert ist, das dem Metall gleichgesetzt werden konnte? Es kommen spontan Horte in Erinnerung, wo Jadeitbeile zusammen mit bronzenen Objekten deponiert waren (z. B. Hortfund von Jemappes, Belgien, s. D. Fontijn, *Sacrificial Landscapes. Cultural biographies of persons, objects and »natural« places in the Bronze Age of the southern Netherlands*, c. 2300–600 BC [2003] 76). Bekannt ist auch, dass Jadeitbeile meist sehr flach und zerbrechlich sind und folglich keine Gebrauchsgegenstände waren. Oder möchte der Autor vielleicht dem Leser im Voraus zu verstehen geben, dass es sich bei solchen Beilen um eine Art Nachahmung der grün patinierten bronzenen Stücke handelt? Tatsächlich herrschen in spätneolithischen Horten Beile mit schwarzer und grüner Farbe vor (R. A. Maer, *Germania* 5, 1964, 9–197).

Das Fragezeichen am Titende des Kapitels deutet an, dass Jadeitbeile vielleicht nicht nur Prestigegegenstände waren, doch hat der Verfasser schon in der Einleitung alle Zweifel ausgeräumt (S. 2), was er in den einführenden Zeilen des Kapitels wiederholt (S. 75). Allerdings werden unter diesem Begriff alle Beile aus »grünlichem Gestein« zusammengefasst, wobei nur ein kleiner Teil tatsächlich aus Jadeit besteht (S. 75 Anm. 528). Entscheidend ist in diesem Sinne also doch nicht der Stein selbst, sondern seine Farbe. Dies schmälert den wissenschaftlichen Wert dieses Kapitels jedoch nicht. Der Verfasser versucht, das Verhältnis zwischen Metall und Nichtmetall vor dem Hintergrund des Wechsels der Rohmaterialbasis und deren sozialer Wirkung zu verstehen und zu zeigen. »dass die Darstellung von Prestige nicht ausschließlich an metallene Güter gebunden sein muss« (S. 75)

Bei dem kurzen Überblick über die Verbreitung von Jadeitartefakten wird klar, dass im Laufe etwa eines Jahrtausends die betreffenden Beile zwar über andert-halbtausend Kilometer gehandelt wurden, die Frage nach den Rohstoffvorkommen innerhalb Europas und den damit verbundenen Austauschsystemen auf Grund der heute noch nicht ausreichenden petrographischen Untersuchungen jedoch nur skizzenhaft beantwortet werden kann. Diese Lücke kann zum Teil mit weiteren Beobachtungen des Autors gefüllt werden, welche die Verarbeitung und Typologie der Jadeitbeile in Bezug auf die Rohstoffquellen betreffen (S. 77 ff.). Er kommt zu der interessanten Schlussfolgerung, dass in Lagerstättennähe die Qualität der Beile eher auf praktische Verwendung hinweist, weil sie weniger gut bearbeitet wurden oder auch zerbrochen sind, während man im nördlichen Mitteleuropa die Stücke lediglich für symbolische oder

prestigeträchtige Handlungen verwendete (S. 79). Hier wurde Jadeit im Gegensatz zu anderen grünlichen Gesteinen (z. B. Eclogit) im Verlauf des fünften Jahrtausends bevorzugt.

Bedeutet dies etwa, dass die hergestellten Produkte umso weniger wertvoll sind, je näher man an der betreffenden Rohstoffquelle ist und je leichter der Zugang zum Werkstoff hat? Hilfreich wären hier Zahlenwerte, etwa zur quantitativen Verbreitung der Jadeitbeile in verschiedenen Nutzungsbereichen. Das Verhältnis zwischen der Nutzung des Rohstoffes und seiner praktischen und symbolischen Wahrnehmung in prähistorischen Gesellschaften wäre weitere Untersuchungen wert.

Im abschließenden Absatz des Kapitels zu den Jadeitbeilen wird das Thema der Imitationen aufgegriffen. Auch die Nachahmungen aus Flint oder aus anderen leichter zugänglichen Materialien verkörpern die Prestigemächtigkeit der Jadeitbeile (S. 79). In diesem Fall steht die Form und nicht der Rohstoff im Vordergrund. Dieser Ansatz wird im neunten Kapitel unterstrichen, in dem der Autor die besondere Bedeutung der Metallgegenstände anhand ihrer Imitationen und Miniaturisierung erklärt (S. 91 ff.) und zur Erkenntnis kommt, dass bei den steinernen Kopien nicht das Material, sondern die Form des Gegenstandes ausschlaggebend für die Wertschätzung war (S. 95).

Die Steinbeile, besonders diejenigen aus Jadeit, sind aber – so gibt der Autor zu verstehen – keine Kopien der kupfernen spitznackigen Flachbeile. Bereits im vorherigen Kapitel über die Michelsberger Kultur drückt es Turck so aus: »Entgegen der weitläufigen Tendenz, steinerne Beile und Äxte grundsätzlich als Imitationen von metallenen Vorbildern zu bezeichnen, scheint hier eine umgekehrte Entwicklung möglich: Da die steinerne spitznackigen Beile deutlich früher auftreten, ist es durchaus denkbar, dass die entsprechenden Beile aus Kupfer denen aus Stein nachgebildet wurden« (S. 74). Dass diese Annahme richtig ist, kann das Beispiel der Äxte vom Typus Eschollbrück bestätigen, die als Kopien der steinernen Stücke interpretiert werden können (J. Maran in: F. Falkenstein u. a. [Hrsg.], *Kumpf, Kalotte, Pfeilschaftglätter. Zwei Leben für die Archäologie. Gedenkschrift für Annemarie Häußler und Helmut Spatz*, *Studia Honoraria* 27 [Rahden 2008] 137–187). Außerdem tendieren die Jadeitbeile anders als die aus Kupfer zu einem regelmäßigen, ovalen Querschnitt (S. 79 Anm. 569; 572). Sie können geradezu als Gegenstücke zu denen aus Metall verstanden werden und waren gewiss nicht weniger prestigemächtig.

Allerdings kann dies nicht als Regel ohne Ausnahmen gelten, denn es sind Fälle bekannt, in denen von richtigen Kopien aus Jadeit die Rede sein kann. Beispielsweise im südwestfranzösischen Hortfund von Paulhack lässt sich deutlich erkennen, dass versucht wurde, die ausgehämmerte und geschärfte Schneide des Kupferbeiles zu imitieren (S. Hansen, *Archäologische Funde aus Deutschland. Begleitheft zur Fotoausstellung* [Berlin 2010] 28 Abb. 9). Damit relativiert sich der Kontrast zwischen den Rohstoffen in Hinblick auf ihre Wert-

schätzung, weil ein grün leuchtendes, schön poliertes Beil allein seiner visuellen Wirkung wegen mit dem kupfernen konkurrieren kann. Das Material und die Farbe spielen dabei zweifellos mit. Dieses Wechselspiel erkennt auch der Autor, bemerkt aber zu Recht, dass die Farbe der metallenen Gegenstände nicht allein die Wertschätzung dieser Geräte ausmache, da steinerne Objekte in sämtlichen bekannten Schattierungen vorliegen und sogar durch Feuereinwirkung farblich verändert werden können (S. 95). Kupfer ist im Verhältnis zu Stein weicher und zerbrechlicher, war jedoch wertvoller, da man es wieder einschmelzen konnte.

Interessant ist weiterhin die nur knapp angesprochene Befundsituation der Jadeitbeile (S. 77). Ähnlich wie bei den Metalldeponierungen findet man in den Horten Prunkbeile – Exemplare von höchster Qualität und beinahe ohne Nutzungsspuren –, die offenbar ausschließlich als Prestigestücke erschaffen wurden. Gegen ihre profane Deutung spricht auch ihr seltenes Auftreten in den Siedlungen, wohl aber als Beigaben in den Gräbern junger Männer und Kinder. Man wünscht sich dazu mehr Informationen. Allein der aus fünf Jadeitbeilen bestehende Hortfund aus Mainz-Gonsenheim (S. Hansen, *Archäologische Funde aus Deutschland. Begleitheft zur Fotoausstellung* [Berlin 2010] 28), der auf einer Anhöhe entdeckt wurde, bringt wichtige Argumente für die besondere Wahrnehmung dieser Gegenstände. Dass jedes dortige Beile in ein Lederfutteral eingepackt war, spricht für den vorsichtigen Umgang mit ihnen während des Opferrituales. Ebenso überlegenswert wäre der Vergleich der Deponierungsformen von Beilen aus Kupfer einerseits und solchen aus Jadeit andererseits, denn so könnte man vielleicht deutlicher die materielle sowie die soziale und symbolische Funktion der Jadeitbeile erkennen.

Beile sind in einem anderen Kontext auch deshalb von Bedeutung, weil sie in Begleitung von Äxten als Nachbildungen in der Megalitharchitektur erscheinen und somit möglicherweise überregionale Zeichen der nonverbalen Kommunikation und Selbstdarstellung waren (Kapitel 8). Zu Recht schreibt Turck, dass ihre Präsentation innerhalb von Grabanlagen in einem bestimmten Moment bei der Niederlegung von Toten öffentlich und für die Trauergemeinde zugänglich war. Durch diese Darstellung im abgegrenzten Bereich des Totenbrauchs scheint sich eine bestimmte Gruppe herausheben zu wollen, was auch durch die monumentale Bauweise der Megalithgräber unterstrichen wird (S. 87). In den Megalithanlagen handelt es sich grundsätzlich um Kollektivgräber. Unklar ist, ob die gesamte Gemeinschaft, die an der Errichtung dieser Anlagen beteiligt war, tatsächlich darin bestattet wurde, oder ob es sich um Bestattungsorte ausgewählter Personen handelt. Überlegenswert ist, Megalithgräber als Erinnerungsorte zu interpretieren. Man denke an den berühmten Hügel von Kivik in Südschweden mit der aus neun Steinplatten bestehenden Grabkiste mit reliefgeschmückten bildlichen Motiven. Diese können als die Summe der Vorstellungen über das Reich des Todes und seine ritu-

elle Bewältigung verstanden werden. Die Reliefbilder verraten Kenntnisse von der Glaubenswelt des Vorderen Orients und der Mittelmeerkulturen, von denen einiges in der Ikonographie anderer Denkmäler und als Depo-nate in konkreten archäologischen Befunden auftaucht. Das sogenannte »Emblem von Kivik« mag als eine bildliche Zusammenstellung von Sakralgeräten gedeutet werden, die während der Bestattung verwendet wurde (C. Sommerfeld in: H. Meller [Hrsg.], *Der geschmiedete Himmel. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren* [Halle 2004] 81–87). Bis vor Kurzem war man davon überzeugt, dass diese Darstellungen das Grab einer Person schmückten, die eine besondere, höchstwahrscheinlich religiöse Stellung in der Gesellschaft hatte. Die Überprüfung der Grabungsberichte und die Analyse der menschlichen Knochen hat überraschenderweise gezeigt, dass es sich hier um fünf Personen handelt, die über den sehr langen Zeitraum von sechshundert Jahren nacheinander in dieser Steinkiste bestattet wurden. Also war dieses Grab jahrhundertlang für einen bestimmten Personenkreis zugänglich, weil die Steinkiste immer wieder geöffnet wurde. Somit konnten die Darstellungen auf den Platten wiederholt angeschaut und rituell beachtet werden, damit die dort bestatteten Personen vielleicht durch die Wiedererkennung der Symbole nie in Vergessenheit gerieten (J. Goldhanh, *Antiquity* 83, 2009, 359–371).

Im dritten Jahrtausend gab es in weiten Teilen Europas, im Mittelmeergebiet und bis zum Kaukasus hin sogenannte Menhire. Sie zeigen, dass die materielle Kultur des Spät- und Endneolithikums durch eine interregional verbreitete Motivik verbunden war. Mehrere solcher einzeln stehenden Menhire wurden europaweit sekundär in Plattengräbern verbaut, manche davon sichtbar, teilweise mit demonstrativer Positionierung an der Außenfront der Grabanlagen. In Gelnhausen-Meerholz (Mainz-Kinzig-Kreis) fand sich sogar ein Statuettenmenhir mit Darstellung einer Axt vom Typus Eschollbrücken. Höchstwahrscheinlich handelt es sich hier um eine kupferne Axt, da die Schneiden von Steinäxten nie so markant hängend ausgebildet sind. Ihre Darstellung auf dieser Steinplatte unterstreicht die starke Symbolfunktion dieser Äxte als Prunkwaffe zur Verdeutlichung von Prestige. Die Fragen nach den näheren Umständen, dem Auftraggeber, dem Dargestellten und dem Anlass der Errichtung sind unbeantwortet (T. Kerig, *PZ* 85, 2010, 59–78).

Auf alle oben genannten Forschungsaspekte kommt Turck im neunten Kapitel nochmals zurück, wo er in Anlehnung an Kapitel 2.5 versucht, ein Modell sozialer Entwicklung im Jungneolithikum herauszuarbeiten. So werden manche in den vorangegangenen Abschnitten offengelassenen Fragen und Unklarheiten noch einmal aufgegriffen (Abb. 99–103). Die vielseitige Analyse des archäologischen Materials unter den Gesichtspunkten von Prestige und sozialer Ungleichheit erlaubt dem Autor, den Mythos von der herausragenden Bedeutung der metallenen Objekte als prestigebildende Medien zu zerstören. Die Grabfunde, die bei der Rekonstruktion

von sozialen Entwicklungen und auch von Prestigeäußerungen wesentlich sind, sind nämlich mit Vorsicht zu betrachten, weil jeder Bestattungsvorgang das Resultat einer bestimmten Wertvorstellung der Hinterbliebenen darstellt und nur teilweise die damit verbundenen Handlungen oder Rituale verrät (S. 93). Außerdem können Faktoren wie kollektive öffentliche Handlungen während der Errichtung der Megalithanlagen und deren Organisation oder rituelle Deponierungen von Steinarfakten sowie von nichtmetallischem Rohstoff selbst (zum Beispiel Jadeit) genauso starke soziale Wirkung ausüben wie das Metall. Gegenstände und Rohstoffe der materiellen Alltagswelt wirken nämlich ebenfalls als Indikatoren von Prestige und gesellschaftlichen Entwicklungen (S. 95).

Nicht nur das Material eines Gegenstandes, sondern auch seine Symbolkraft und Form sowie eine damit vollführte Handlung mit Wiedererkennungseffekt bilden also nach Turk die grundlegenden Elemente bei der symbolhaften Konkretisierung sozialer Handlungen und den zugrundeliegenden Wertvorstellungen. Dies ist nur möglich, wenn wirtschaftliche Grundlagen vorliegen, denn nicht jede Gruppe oder Person kann sich ohne die jeweiligen materiellen Mittel die betreffenden Distinktiva beschaffen. Dafür muss auch der Austausch von Prestigegütern und müssen weitreichende Kontakte entwickelt sein, was – so Turk – im Neolithikum noch vor der Einführung der Metallurgie zu belegen ist (S. 95). Folgt man seinen Gedanken, so entsteht der Eindruck, dass mit dem Aufkommen von Metall nicht grundsätzlich ein abrupter kultureller und wirtschaftlicher Bruch einhergeht.

Das Metall allein war kaum der Motor des ökonomischen Handelns und der Bildung der wirtschaftlichen Systeme: Es war nur ein neuer Faktor im Komplex der Rohstoffe. Die Forschung der letzten Jahre hat beispielsweise in vielen Teilen Europas gezeigt, dass die Wirtschaft der Bronzezeit nicht allein auf der Herstellung und Verarbeitung von Bronze oder auf der Produktion landwirtschaftlicher Güter zur Sicherung der Subsistenz und zur Schaffung von Tauschobjekten für deren Erwerb beruhte (M. Bartelheim / H. Stäuble [Hrsg.], *Die wirtschaftlichen Grundlagen der Bronzezeit Europas. The Economic Foundations of the European Bronze Age* [Rahden2009]).

Dennoch ist es gut vorstellbar und wohl kaum anzuzweifeln, dass Metall neben seinen praktischen Vorteilen, nämlich der Wiederverwendbarkeit und Konvertibilität, vor allem des goldenen Glanzes wegen die beabsichtigte, auch abschreckende Wirkung ausübte und somit hohe Wertschätzung gewann. Kupfer muss von Anfang an eine soziale Rolle gespielt haben, und zwar als Tauschmittel, Gabe und Opfer. Alles in allem sieht dies, obwohl sehr distanziert, auch Turk in den letzten Zeilen seiner Arbeit ein (S. 103).

Alle vom Verfasser aufgegriffenen Fragestellungen und vorgelegten Untersuchungen zeigen, dass das Thema der Anfänge der Metallurgie Europas keineswegs erschöpft ist. Seine Ergebnisse geben Anlass, diesen

Prozess im östlichen Mitteleuropa in den Blick zu nehmen, wo das Metall zunächst nur in vergleichsweise kleinen Mengen auftrat. Damit öffnet sich eine Perspektive, die Begriffe der Peripherie und Co-Peripherie einzubeziehen und die Interpretationen der gesellschaftlichen Entwicklung zu überdenken. Die kritische Abgrenzung Turcks von a priori festgelegten Thesen über die herausragende Rolle des Metalls und der komplexe Blick auf den archäologischen Kontext zeigen, wie wichtig überregionale Forschungen für entsprechende Fragestellungen sind. Gleichwohl können die Untersuchungen auf Mikroebenen zu überraschenden Ergebnissen führen, die weit über die stereotypen Forschungsrahmen reichen.

Die hier vorgestellte Monographie gehört zweifelsohne zu den innovativen Arbeiten, in denen Theorie und Hypothesenbildung im Vordergrund stehen. Der methodische Pessimismus, dass die Vergangenheit nur bruchstückweise zu erkennen sei, weil sich sowohl der Mensch als auch seine Umwelt und die von ihm verwendeten Gegenstände im dynamischen Wandel befanden, ist bei umsichtiger Modellbildung und konsistenter Herangehensweise geringer einzuschätzen. Der Verfasser zeigt, dass es möglich ist, ohne in »postmodernen Hyperlativismus« zu verfallen (vgl. Furholt, Stockhammer), mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die prähistorischen Bedeutungsebenen zu erschließen.

Er gibt zu bedenken, dass beispielsweise die Abnutzungsspuren eines Bronzebeiles auf seine praktische Nutzung hindeuten können, was aber keine monokausale Erklärung seiner Funktion im alltäglichen Leben rechtfertigt. Dieses Beil kann nach Turk allein durch seine Verwendung in öffentlichen Handlungen eine ganz andere Wertschätzung genießen und starke Symbolkraft besitzen. So zum Beispiel beim Bau eines Hauses, während diese Arbeit nämlich von der Gemeinschaft beobachtet wird. Dieser Prozess muss nicht nur eindrucksvoll sein, sondern auch in der Erinnerung der daran Beteiligten bleiben, um dann in Form des kommunikativen Gedächtnisses weitergeleitet zu werden. Mit anderen Worten, das Buch Turcks soll als eine Ermunterung gelten, komplexe Fragen zu stellen, die archäologischen Fakten möglichst vielseitiger zu verstehen und sie mit einer gewissen Portion wissenschaftlich inspirierter Phantasie zu färben, denn: Aus einem einzigen Gegenstand kann eine interessante Geschichte entstehen.

Wilna

Agnė Čivilytė